

industrielle Revolution mit ihren sozialen Folgen, sondern eine im System der sozialen Sicherung als solches angelegte entwicklungsbestimmende Schwerkraft habe die moderne Sozialversicherung hervorgebracht. Äußeres Geschehen (teilweises Anknüpfen der Sozialversicherungs-Gesetzgebung an vorhandene Formen sozialer Sicherung) und innerer Anlaß (die völlige Umwälzung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse durch die industrielle Revolution) werden also ohne nähere Prüfung gleichgesetzt.

Abschließend bleibt festzuhalten: Trotz einiger für den Sozial- und Wirtschaftshistoriker unübersehbarer Mängel bildet die Untersuchung einen wesentlichen Beitrag nicht nur zur Geschichte der Sozialpolitik, sondern auch zur Handwerksgeschichte. Die Verfasserin hat in beiden Richtungen Beachtliches geleistet. Wenn sie im Vorwort (S. 6) den Historiker »um verständnisvolle Nachsicht« bittet, wird er ihr diese gern gewähren, da sie einer Arbeit gilt, die auch ohne eine solche Geste Geltung hat. Karl Heinrich Kaufhold

Johann Hinrich Wichern, Sämtliche Werke, hrsg. von Peter Meinhold, Luthersches Verlagshaus, Berlin/Hamburg 1958 – 1975, Gesamtausgabe 298 DM; Bd. I, II, III/1, III/2: Die Kirche und ihr soziales Handeln (Grundsätzliches und Allgemeines), 1962, 1965, 1968, 1969; 441, 520, 304, 290 S., Ln., 35 DM, 40 DM, 35 DM, 35 DM; Bd. IV/1, IV/2: Schriften zur Sozialpädagogik (Rauhes Haus und Johannesstift), 1958, 1959; 358, 439 S., Ln., 35 DM, 35 DM; Bd. V: Kleinere Aufsätze, Buchbesprechungen, Nachrufe, Nachträge, 1971, 519 S., Ln., 40 DM; Bd. VI: Die Schriften zur Gefängnisreform, 1973, 508 S., Ln., 40 DM; Bd. VII: Die Schriften zur Pädagogik, 1975, 647 S., Ln., 45 DM.

Eine Anzeige von Wicherns Sämtlichen Werken kann nicht von seiner Persönlichkeit und seinem Werk absehen. Wichern war kein rhetorisches Talent und auch kein versierter Schriftsteller. Alles, was er sagte und schrieb, will nur in engster Verbindung mit dem praktischen Leben verstanden sein. Das gilt auch von dem Inhalt dieser Bände. Immer stand der konkrete Mensch vor den Augen des Verfassers. Das unterscheidet Wichern von allen Sozialtheoretikern des vorigen Jahrhunderts. Gedanke und Tat waren eine Person. Man erwarte also keine sozialethischen Programme, an die sich dann geistreiche Grübeleien anschließen könnten. Hier riecht nichts nach dem verlöschenden Docht von Studierstubenlampen. Dieser evangelische Theologe war wirklich *praktischer* Theologe. Sein Programm war die evangelische Botschaft, die zugleich Bestallungsurkunde ist.

Der Historiker der Inneren Mission, Martin Gerhardt, hat vor 50 Jahren eine Biographie Wicherns geschrieben, nachdem in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts Friedrich Mahling eine 6bändige Ausgabe von Wicherns Schriften besorgt hat. Sie hat ihren Dienst getan. Die jetzige Ausgabe der »Sämtlichen Werke« ist nicht nur in der angestrebten Vollständigkeit, sondern auch in der Anwendung editionstechnischer Grundsätze eine anerkennenswerte Leistung, weil die literarische Hinterlassenschaft Wicherns eine Reihe von Problemen enthält, die dem Herausgeber mancherlei Sorgen bereitet hat. Denn Wichern hat nichts gesagt oder geschrieben, was für den literarischen Sarkophag einer auf wissenschaftliche Akribie besorgten Nachwelt bestimmt war. Der Leser ahnt etwas davon, wenn er die Erläuterungen in den einzelnen Bänden liest und dabei doch die Gewißheit haben darf, auch in den schwierigen Fällen authentische Texte vorliegen zu haben.

Es war das besondere deutsche Schicksal, daß in den Jahrzehnten, als die Deutschen den Weg zur nationalen Einheit suchten, sie nahezu gleichzeitig von der sozialen Fragensphinx überfallen wurden. Die Industrielle Revolution mit ihren Folgen, der wirtschaftlichen und sozialen Umschichtung der Bevölkerung, stieß mit dem Ringen eines politisch noch unfertigen Volkes um eine Verfassung der Zukunft zusammen. Nur zu bekannt sind die

Bilder des mannigfachen Elends der von der Entwicklung überrannten Volksschichten. Wichern war nicht der erste und einzige, der diese Not sah und zum Helfen entschlossen war. Es waren Einzelgänger, angefacht von der christlichen Erweckungsbewegung, die zur Tat schritten, unter ihnen energische Kraftnaturen wie Theodor Fliedner, der Gründer der weiblichen Diakonie. Wichern ist im Hamburger Untergrund, in der Umwelt von Kinderelend und sittlichem Niedergang zu seiner besonderen Aufgabe herangereift. Wer die Schriftstücke des 1. Bandes liest, spürt, wie hier ein starker Willensmensch auf ein Ziel lossteuert, das er noch nicht namentlich nennen kann, das aber durch alle Schwierigkeiten hindurch erreicht werden muß. Es wird nicht viel von Liebe geredet, sondern in ihrem Geiste gehandelt. Das Rauhe Haus, die Anstalt für verwahrloste Kinder, wurde die erste Etappe, die »Brunnenstube der Inneren Mission«. Wenn man die anderthalb Jahrzehnte von der Gründung des Rauhen Hauses bis zu Wicherns öffentlichem Auftreten auf dem Kirchentag 1848 in Wittenberg nach seinen verschiedenen Äußerungen verfolgt, fühlt man sich an August Hermann Francke, den Schöpfer des Halleschen Waisenhauses erinnert, der von seinem Schulprogramm aus zu der Konzeption eines sozialen Weltbildes kam, das ökumenische Weite besaß. Auch Wichern war ein Tat- und Willensmensch, der Hindernisse nicht kannte. Das Kennwort »Innere Mission«, das er zuerst bei dem Theologen Lücke gehört hatte, griff er auf und gab ihm einen besonderen Sinn und Inhalt. Die Innere Mission sollte nicht eine Nebenabteilung der Kirche sein, vielmehr sollte sie die gesamte Lebensäußerung der Kirche werden. Er bejahte die Volkskirche, deren Schwächen er kannte, deren Möglichkeiten er aber ebenso klar sah. Sie mußten nur genutzt werden. Wichern war kein Schwärmer. So wandte er sich gegen allen Dilettantismus in der inneren Mission. »Für einen geeigneten Arbeiter würden wir den gelten lassen, der durch keinen äußeren Einfluß, durch Lockung bürgerlicher Verheißungen, sondern allein durch den inneren Trieb der rettenden Liebe Christi sich ohne Selbsttäuschung veranlaßt wüßte, sein Leben den verlorensten, bis dahin von den Ämtern des Staates und der Kirche für höhere Einwirkungen unerreichbaren, christlichen Brüdern zu widmen, und er um deswillen bereit wäre, teils allen zu dienen, um ihnen zu helfen, teils alle, die ihn zu diesem Dienst berufen, zum Werke der Liebe so zu reizen, daß die Gemeinde in seinem Kreise ein Volk von Boten und Arbeitern Christi würde«. Denn – so heißt es in der berühmten Denkschrift von 1849– »unsere evangelische Kirche ist ihrem Prinzip nach wesentlich eine Kirche der inneren Mission«. Das hieß, wie er es 1848 auf dem Kirchentag ausdrückte, »die wahre Volkskirche ist ein Ziel, das unermüdliche Arbeit an der christlichen und sozialen Wiedergeburt des Volkes erfordert«. Der Weg zu diesem Ziel war der Dienst an den Armen, Kranken, allen irgendwie Notleidenden, an den Entrechteten, den Gefangenen usw. Seine Mitarbeiter nannte er Brüder, nicht Diakone, weil ihm dieser Name an kirchenrechtliche Beamtung erinnerte. Ihre Ausbildung erhielten sie im Rauhen Haus und im Johannesstift in Berlin, das 1908 in Berlin-Spandau eine besondere Stätte erhielt. Das ganze Werk, wie es ihm vorschwebte, sollte keinen kirchenamtlichen Charakter tragen, sondern verfassungsrechtlich auf Vereinsgrundlage aufgebaut werden. Das entsprach seinem Gedanken der Freiwilligkeit. Kirche und Staat sollten bejahend und helfend dahinterstehen. Mehr auch nicht. Unermüdlich war er unterwegs, um für diesen Gedanken zu werben und Helfer zu gewinnen. Für ihn war der christliche Glaube nicht ein Geheimnis für theologische Fachgelehrte, sondern ein Element der menschlichen Existenz. Für konfessionalistische Streitigkeiten hatte der Hamburger Lutheraner kein Interesse. Die geistlich sterile Staatskirche stellte sich sauer. Die Generalsynode 1846 lehnte es ab, Wichern zu hören. Aber dieser unverwüstliche Optimist war durchdrungen von dem Glauben an die weltgeschichtliche Aufgabe, die diese Kirche in der Zeit sozialer Umwälzungen habe. »Es ist der unabweisbare Beruf der Kirche, sich des Proletariats anzunehmen«. Auf den Einwand, daß der Arbeiter gar nicht in die Kirche komme, erwiderte er: »Suchen die Proletarier nicht mehr die Kirche, so muß die Kirche anfangen, die Proletarier zu suchen«.

In die Zukunft weisend war seine Forderung: »Die Hörer der Predigt müssen sich in ebensoviele Prediger des Wortes verwandeln [...]. Die Kirche muß Männer aus sich hervorgehen lassen, für die sich jede Stelle im Volksgetriebe in eine Kanzel verwandelt, Männer voll Glaubens, voll Mut [...] brennend in Liebe zum Volk«. Anfang der vierziger Jahre fand er auch Eingang in die preußischen Hof- und Regierungskreise, hatte mehrere Audienzen bei Friedrich Wilhelm IV., der Interesse für seine Pläne zeigte. Er wollte die »Obrigkeit« mit hineinziehen in die Mitverantwortung. So konnte Wichern mit seinen Brüdern im Auftrage der Regierung in die schlesischen Notstandsgebiete reisen, um sich an Ort und Stelle von dem dort herrschenden Elend zu überzeugen. Preußen war der größte protestantische Staat. Ohne seinen Rückenschutz konnte auch das Pflänzlein Innere Mission nicht gedeihen. Die entscheidende Gelegenheit, mit seinen Gedanken zuerst vor die Öffentlichkeit zu treten, bot der Kirchentag 1848. Wichern hatte seine Teilnahme von der Bedingung abhängig gemacht, daß er auf ihm sein Programm der Inneren Mission vortragen könne. Es wurde ihm zugesagt. Inzwischen brach die Revolution aus. »Wir lagen alle auf dem Bauch«, sagte später Friedrich Wilhelm IV. zu dem Historiker Ranke. Die Kirche auch. Aber sie erholte sich rasch, als feststand, daß die Frankfurter Nationalversammlung mit ihrem Verfassungswerk auf Schwierigkeiten stieß und die konservativen Mächte unter dem Zuspruch des argwöhnischen Auslandes wieder zu Kräften kamen. So fand der Kirchentag vom 21.–23. September 1848 in Wittenberg unter dem Zeichen der beginnenden Reaktion statt. Verdüsternd wirkte der Umstand, daß am Tage seiner Eröffnung in Frankfurt zwei Abgeordnete der parlamentarischen Rechten bei einem Volksaufstand ihr Leben verloren. Die orthodoxen Delegierten des Kirchentages waren entschlossen, mit entsprechenden Forderungen gegen die Revolution Stellung zu nehmen. Wicherns Programm sollte nur in einer knappen Erklärung vorgetragen werden. Aber die Versammlung verlangte nach Wicherns Worten eine detaillierte Darbietung seiner Gedanken. Was Wichern dann ausführte, zumeist aus dem Stegreif und in raschem Tempo zur Qual der Stenographen vorgetragen, war einmal die Antwort auf die Revolution, dann das Programm der Inneren Mission. »Es ist der dringende, unabweisbare, heutige Beruf der Kirche, sich des Proletariats in seinem tiefsten Grunde anzunehmen. Es ist die höchste Pflicht, wenn sie sich nicht der Lieblosigkeit gegen ihre eigenen Kinder, ohne sich rechtfertigen zu können, zeihen lassen und zuletzt vor Gottes Richterstuhl verstummen will [...]. Die Angelegenheiten des Proletariats müssen auf die Kanzel und so in die Gemeinden gebracht werden«. Er sprach auch von der Schuld, die die Kirche auf sich lade, wenn sie weiterhin sich von dieser wichtigen Aufgabe fernhalte.

Wicherns Ausführungen brachten den Durchbruch. Sie waren ein Sieg für seine Sache. Sein Aufruf zur Gründung eines Centralausschusses für Innere Mission fand volle Zustimmung. Die rund 500 Delegierten dieser kirchlichen Notabelnversammlung, durchweg Theologen, Universitätslehrer, höhere Beamte und adlige Grundbesitzer, spürten, daß dieser Revolutionär der Nächstenliebe kein Theoretiker, sondern ein Mann der Praxis war, der die Nöte der unteren Schichten durch persönliche Anschauung erfahren hatte. Nach der Gründung des Centralausschusses (CA) veröffentlichte Wichern die Denkschrift an die deutsche Nation (1849), in der er die Grundsätze der Inneren Mission darlegte. Sie war die einzige größere literarische Arbeit, die Wichern verfaßt hat. Sie war kein Meisterwerk (Gerhardt), besaß stilistisch manche Mängel. Aber innerhalb der kirchlichen Literatur jener Zeit hatte sie ihre eigene Bedeutung, vor allem im Blick auf die Persönlichkeit Wicherns. Man hat sie ein Manifest genannt und dem Kommunistischen Manifest von Marx-Engels vergleichend gegenübergestellt. Wer die Denkschrift – wie auch Wicherns Reden auf dem Kirchentag – recht verstehen will, muß das politische Klima, in dem sie entstanden ist, beachten. Orthodoxie und Pietismus waren im Bund mit dem protestantischen preußischen Staat. Die Kirche gehörte zu den haltenden und erhaltenden Mächten. Die Besiegung Napoleons war ein von der Vorsehung bestätigter Sieg der antirevolution-

nären Kräfte. Das Bündnis der drei Schwarzen Adler, Österreich, Preußen, Rußland, garantierte die göttliche Weltordnung. Ihr Geist bestimmte die kommende Zeit der Restauration und Reaktion. Religion und Politik griffen ineinander. Der Schatten des christlichen Staates umsäumte den Horizont aller Wunschbilder politisch-legitimen Denkens. Wicherns christlich-soziale Zielvorstellungen näherten sich diesem Ideal, worin er mit dem Theoretiker des christlichen Staates, Friedrich Julius Stahl, übereinstimmte. Liberalismus und Demokratie waren Schrittmacher der Revolution, die die Weltordnung von unten her aufrollen wollte. Zugegeben: auch Wichern war von der Katastrophenpsychose jener Jahre nicht frei. In den konservativen Kreisen klagte man über den »Abfall« des Volkes und den »Irrwahn« der Menschenrechte. Dennoch: Wichern war kein reaktionärer Parteimann. Sein gläubiger Wirklichkeitssinn erkannte den Krisencharakter der Zeit, in der Sünde und Unglauben den Gang der Geschichte bestimmen. Man mag das konservativ nennen. Aber wer in der politischen Urteilsfindung nicht schreckhaft ist, weiß, daß es in der Wirklichkeit des irdischen Daseins ein lupenreines Christentum nicht gibt. Der Christ kann, das beweist die Kirchengeschichte in allen ihren Abschnitten, nur wirken innerhalb der jeweiligen geschichtlichen Gegebenheiten. Nur der doktrinäre Ideologe meint, aus der Unmittelbarkeit zu einem gedachten Absoluten zu denken und zu handeln. Die unaufheb- bare historische Relativität der menschlichen Existenz hebt das Immediatverhältnis des Glaubens zu Gott nicht auf, sondern macht es erst sinnvoll. Wichern hat diese Erkenntnis klar ausgesprochen, wenn er sagte: »Die Proletarier- und Arbeiterfrage wird niemals vollständig erledigt und zur Klarheit gebracht werden können, solange in ihr nicht die politische, soziale und kirchliche Seite richtig unterschieden und richtig verknüpft wird«. Wer an ihm bemängelt, daß er zu zeitgebunden war, übersieht die politische Wirklichkeit in dem Biedermeier-Deutschland nach den Karlsbader Beschlüssen, vollends nach der Pariser Julirevolution von 1830, als allen die Angst im Nacken saß. Man denke vor allem an die Lage der evangelischen Landeskirchen, die von Staatsbehörden verwaltet wurden und gleichsam der metaphysische Arm der Obrigkeit waren. An wen sollte sich der unbekannte Hamburger Armenpastor mit seinem Anliegen wenden? Es blieben nur die konservativen Kreise, die durch ihre Stellung in der Öffentlichkeit Verantwortung trugen bzw. zu tragen bereit waren. Natürlich kam ihm hierbei die politische Grundstimmung zu Hilfe, und er hat sie in Wittenberg und bei der Gründung des CA in Berlin aufgegriffen. Zugegeben: sie entsprach auch seiner eigenen Überzeugung. So sollte man die Denkschrift mit kritischer Besonnenheit lesen und in ihr nicht Losungen erwarten, die der Inneren Mission sofort den Weg versperrt hätten. Die kommenden Jahre waren ohnehin schwer genug. Schwierigkeiten machten gerade einige Landeskirchen, die mißtrauisch waren. Aber Wichern, der, wie Friedrich Naumann sagte, das Zeug zum Staatsgründer hatte, ließ nicht locker. Sein geheimes Ziel, eine Reform der Volkskirche zu einer aktiven Gemeinschaft der Nächstenliebe, hat er nicht erreicht. Aber die Innere Mission ist im Rahmen der ihr von der Sache her gesetzten Grenzen zu einem Werk angewachsen, das aus dem Leben der Kirche und des modernen demokratischen Wohlfahrtsstaates nicht mehr wegzudenken ist. Es war im Sinne einer Anerkennung zu verstehen, wenn Wichern 1857 als leitender Beamter für das staatliche Gefängnis- und Armenwesen in das preußische Innenministerium berufen wurde. Es war nur eine kurze Zeit. Der auf Selbständigkeit bedachte Praktiker brauchte Entschlußfreiheit. Dazu kam, daß eine schleichende Krankheit seine Kräfte rasch verzehrte. Ein Schlaganfall führte zu einem langen Siechtum und Ausscheiden aus dem CA. 1881 ist er gestorben.

Die Ausgabe der jetzt vorliegenden »Sämtlichen Werke« war lange eine Notwendigkeit. Fragen der Individual- und Gemeinschaftserziehung und der Resozialisierung der straffällig gewordenen Menschen, die heute eine Selbstverständlichkeit sind, haben in Wicherns Plänen einen festen Platz gehabt, als fortschrittliches Denken noch nicht daran dachte.

Was könnte man den 7 Bänden mehr wünschen, als daß sie eifrig studiert, daß Wichern

künftig nicht nur in einem Nebenraum der Kirchengeschichte abgehandelt würde, sondern auch in allgemeinen Sozialgeschichten und in Darstellungen der politischen deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert den ihm gebührenden Platz fände. Karl Kupisch

Hanns-Peter Reisner, *Literatur unter der Zensur. Die politische Lyrik des Vormärz* (= *Literaturwissenschaft – Gesellschaftswissenschaft*, Bd. 14), Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1975, 121 S., kart., 8,40 DM.

Die vorliegende knappe Darstellung, eine Dissertation, ist für den deutschen Literaturunterricht gedacht. Der Verfasser, der sich auf die Betreuung durch Walter Jens und Wilfried Barner beruft, ist Lehrer und Mitglied der überregionalen Fachgruppe Deutsch bei der Koordinierungsstelle Sekundarstufe II in Nordrhein-Westfalen. Er geht davon aus, daß die politischen Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, Robert Eduard Prutz, Franz Dingelstedt und Ferdinand Freiligrath »eine Provokation für die Literaturwissenschaft« seien. Ob es nun der Inhalt oder der Tatbestand des Verbots (verbotene Schriften übten wie heute einen »eigenen Reiz« aus) war, der die rasche Verbreitung z. T. von Hand zu Hand förderte, bleibe dahingestellt. Das politische Bewußtsein war nach 1815 zweifellos ebenso geschärft wie nach 1945, aber ebenso doch wohl nicht allgemein, sondern auf intellektuelle Kreise begrenzt. Da bereits Heine dekretierte, »hinter oder vielmehr mit Hoffmann v. Fallersleben« habe die Poesie ein Ende, verfiel diese Dichtung einem dauerhaften ästhetischen Verdikt. Reisner wählt den Weg einer sozialhistorischen, an Engels orientierten Analyse, um der ökonomischen, sozialen und politischen Bedingungen des literarischen Marktes im Vormärz habhaft zu werden. Die fast gleichzeitig (1973) von Walter Hömberg in Salzburg vorgelegte Dissertation »Zeitgeist und Ideenschmuggel« (Stuttgart 1975) ist Reisner unbekannt geblieben. Reisners Quellen sind die Primär- und die Sekundärliteratur sowie briefliche Äußerungen von Zeitgenossen. Aktenmaterial, das immerhin Aufschluß über die Motive der Zensur im Einzelfall hätte liefern können, wurde nicht herangezogen.

Ähnlich wie Hömberg die junghegelische Prosa, wertet Reisner politische Lyrik als Form politischer Kommunikation, deren Relevanz sich schon quantitativ »an einer sprunghaft steigenden Produktion und an einem ungewöhnlich hohen Absatz« nachweisen läßt. Auflagen bis zu 20 000 Exemplaren, also weit höher als die jedes damals verbreiteten Periodikums, waren keine Seltenheit mehr. Trotzdem ging die politische Lyrik nach Brot. Freiligrath mußte sich nach Arbeit umsehen, als er 1844 die vom preußischen König ausgesetzte bescheidene Pension ausschlug. Ganz so einfach, wie Reisner den Zusammenhang zwischen politischer Haltung und materieller Versorgung darzustellen versucht, liegen die Dinge allerdings nicht. Keineswegs haben die hier zur Debatte stehenden Autoren ihren »Liberalismus« nur wegen der Resonanz im Publikum prätendiert. Was liberale Haltung um 1845 bedeuten konnte, hätte zum Verständnis des unvorbereiteten Lesers erläutert werden müssen. Immerhin erfährt er manche der Sekundärliteratur entnommene Details über die ökonomische Basis des Publizierens im Vormärz, ohne daß es Reisner gelingt, für die Politisierung der Lyrik trotz Zensur und Verlegerspekulation mehr als äußerliche Deutungen zu liefern. Daß Lyrik sich den Gesetzen der Zensur anpassen mußte, wird von Reisner jedoch zutreffend dahin gedeutet, daß diese jahrhundertlang wirksamen Mechanismen tief in das Verhalten der Bürger einwirkten und zur teilweise unbewußten Selbstzensur führen mußten. Kurt Koszyk